

Leseprobe

Michael Kibler

"Todesfahrt"

München, 2011 Piper Verlag

Für meine Eltern

PROLOG

Er sah auf den Boden, konnte kaum begreifen, was er soeben getan hatte.

Jetzt bloß keine Panik!

Er hatte den Mann erschlagen.

Einfach so.

Nein, natürlich nicht einfach so.

Wie viel Demütigung kann man ertragen, bevor die Sicherungen durchbrennen, alle auf einmal? Wie viel Geschmacklosigkeit, wie viel ...?

Müßig, jetzt darüber nachzudenken, denn der Mann würde nie wieder ein Wort zu ihm sagen.

Er spürte keine Reue. Auch keine Erleichterung. Im Moment spürte er gar nichts.

Und wenn die beiden anderen gleich wieder zurückkämen? Dann hätte er ein Problem. Wie sollte er ihnen erklären, was er sich selbst nicht genau erklären konnte? Wie sollte er die Notwehr erklären? Rein rechtlich gesehen war es keine Notwehr gewesen. Es sei denn, man akzeptierte es als adäquate Reaktion auf seelische Grausamkeit, wenn man einen Menschen erschlug. Totschlag war es auf jeden Fall. Tötung ohne Tötungsabsicht. Was so auch nicht stimmte, denn in dem Moment, als er zugeschlagen hatte, hatte er genau das gewollt: den Mann töten. Aber das musste ja niemand wissen.

Auf einmal blitzte ein anderes Wort in seinem Kopf auf: *Gefängnis*.

Das hier würde Konsequenzen haben. Er würde in den Knast wandern. Ob für kurz oder lang – darüber würde ein Heer von Menschen entscheiden, die allesamt keine Ahnung hatten. Der Mann vor ihm war tot und würde ihn damit in den Bau schicken. Er verhöhnte ihn, ließ über sein Ableben hinaus sozusagen noch

die Muskeln spielen, zeigte, wer nach wie vor am längeren Hebel saß.

Ihm blieb nicht mehr viel Zeit, um zu verschwinden. Auch wenn ihm klar war, dass die Polizei ohnehin früher oder später auch an seine Tür klopfen würde.

Wie hatte er sich selbst nur so reinreiten können? Er, der sonst so besonnen war, so akkurat, intelligent, der immer eine rationale Lösung hatte. Er, ein Vorbild für Familie und Gesellschaft.

Er musste abhauen. Sofort. Noch bevor die beiden zurückkamen und die Leiche fanden.

Obwohl ...

Vielleicht war es ja gar nicht so schlecht, wenn ausgerechnet sie über den Toten stolperten. Genau genommen konnte ihm das sogar recht sein. Er dachte kurz nach. Dann erkannte er: Das war die Lösung für sein Problem! Es war sogar brilliant!

Und während er sich vorsichtig vom Tatort entfernte, nahm der Plan, durch den er seine Haut würde retten können, in seinem Kopf Gestalt an. Binnen weniger Sekunden wusste er genau, was er zu tun hatte. Er würde nicht in den Bau gehen. Niemals. Wenn alles gutginge, würde gar niemand in den Bau gehen.

Alle wären zufrieden.

Vielleicht sogar glücklich.

Diesmal saß endlich einmal er am längeren Hebel.

DONNERSTAG, 9. DEZEMBER

16.00 Uhr

Der Tisch war festlich gedeckt. Die Kerzen im silbernen Leuchter verströmten warmes Licht.

Das war's dann aber auch schon mit der Wärme, dachte Margot Hesgart, während sie lächelnd sagte: »Danke.« Evelyn hatte ihr gerade Kaffee nachgeschenkt.

Evelyn Hartmann, nein, *Professor Dr. Evelyn Hartmann* feierte an diesem zehnten Dezember ihren sechzigsten Geburtstag. Und sie hatte eine bescheidene Tafel gedeckt. Für sich und ihren Freund Freddy. Für Margot und Rainer. Und für Sebastian Rossberg, Margots Vater. Seit dreieinhalb Jahren war der nun schon mit Dr. Evelyn liiert.

Margot Hesgart, achtundvierzig Jahre alt, Hauptkommissarin bei der Darmstädter Mordkommission, wollte sich nicht in das Privatleben ihres Vaters einmischen. Aber seitdem er mit seiner ehemaligen Lateinlehrerin verbandelt war, war das Band zwischen Margot und ihrem Vater etwas ausgeleiert.

Margots Mann Rainer schien mit der Dame keinerlei Probleme zu haben. Sie schenkte ihm ebenfalls Kaffee ein, er parierte mit einem Bonmot, das weit über Margots simples »Danke« hinausging, und Evelyn schenkte ihnen allen eine weitere Kostprobe ihres perlenden Lachens.

Hilfe, dachte Margot Hesgart, kann mich hier nicht irgendwer rausholen?

Aus den Boxen klang die Stimme von Sofia Karlsson, der neuesten musikalischen Entdeckung ihres Vaters. Sie sang auf Schwedisch. Das Lied, hatte ihr Vater ihr vor Kurzem erklärt, sei die Vertonung eines Gedichts von Dan Andersson, einem bekannten schwedischen Dichter. Der besang darin, wie er auf die Frau seiner Träume wartete.

»Und du?«

Margot hatte keine Ahnung, was Rainer von ihr wollte, dann registrierte sie, dass alle am Tisch Sitzenden sie erwartungsvoll ansahen. Nur hatte sie keine Ahnung, worüber die gerade gesprochen hatten. Kann nicht jemand irgendwo in der Stadt einen Mord begehen?, dachte sie. Als Hauptkommissarin der Darmstädter Mordkommission wäre sie dann unabkömmlich.

»Nun, so und so«, sagte sie. Damit konnte sie nicht grundsätzlich falschliegen.

»Das meinst du nicht ernst, oder?«, fragte ihr Vater. Und Margot spürte Aggression in sich aufsteigen. Sie hatte keine Ahnung, worüber sich die Meute gerade austauschte. Sie wollte es auch gar nicht wissen. An diesem Tag war der Sechzigste von Fräulein Oberschlau. Aber gestern war der Geburtstag von Margots Mutter gewesen. Nicht der sechzigste, sondern der siebzigste. Den sie leider nicht mehr feiern konnte, weil sie bereits seit mehr als fünfzehn Jahren tot war. Aber das schien keinen außer ihr zu kümmern. Auch ihren Vater nicht, der nach drei Jahren immer noch den devot verliebten Gockel gab.

»Doch, das meine ich verdammt ernst«, fauchte sie, obwohl sie überhaupt nicht wusste, worüber gesprochen wurde.

Daraufhin sah auch Rainer sie entsetzt an.

Verdammt, wie kam sie aus der Nummer nur wieder raus?

Der rettende Engel machte sich mit dem Klingelton ihres Handys bemerkbar. »Cool Cops« ertönte – aus dem Album »Culture Vultures« von Orson, eine Melodie, die sie ausschließlich ihrem Assistenten Steffen Horndeich zugewiesen hatte.

»Sorry«, murmelte sie. »Dienstlich.« Sie verließ den Raum.

»Margot, entschuldige, dass ich dich beim Geburtstagskaffee störe«, hörte sie Horndeich sagen, nachdem sie den Anruf entgegengenommen und sich gemeldet hatte.

»Kein Problem«, sagte sie. »Was gibt's?«

»Wir haben hier einen Mord. Du solltest herkommen, wenn du es irgendwie einrichten kannst.«

»Schon gut, ich bin gleich da und ... Äh, wo soll ich hinkommen?«

»Kennst du das Traisaer Hüttchen? Im Wald zwischen Lichtwiese und Traisa. An der Eisenbahnbrücke.«

»Bin schon unterwegs.«

»Prima. Ist verzwickt. Denn der Tote ist nicht aus Darmstadt. Also, eigentlich schon.«

Margot verstand nur Bahnhof.

»Nicht unser Darmstadt«, erläuterte Horndeich, »sondern eins in den USA. Wusstest du, dass die uns den Namen geklaut haben?«

Wusste Margot nicht. War ihr aber im Moment auch völlig egal. Viele Leichenfunde hatten sie in ihrem Leben schon aus dem Alltag gerissen. Sie war mitten in der Nacht zu Tatorten gerufen worden, wenn sie sich gerade mit Rainer geliebt hatte. Oder sonntags, nach einer Runde Badminton mit ihrer Freundin Cora, während sie unter der Dusche stand. Nett, dass sich dieser Tote ausnahmsweise mal hatte finden lassen, als sie es sich geradezu herbeigesehnt hatte, zu einem Tatort gerufen zu werden.

»Ich bin in zehn Minuten da«, versprach sie und beendete das Gespräch.

Sie ging zurück ins Wohnzimmer. Vier Gesichter starrten sie an. Auch Freddy, der schwule Freund von Evelyn, den die schon seit über vierzig Jahren kannte und von dem sich Margot inständig wünschte, Evelyn hätte ihn zur Heterosexualität missionieren können und wäre dann bei ihm geblieben.

»Ich muss dann mal«, sagte Margot, sich augenblicklich der unglücklichen Formulierung bewusst werdend. »Ich komme so schnell heim, wie es geht«, fügte sie noch hinzu, gab ihrem verdutzten Mann Rainer einen Kuss auf den Mund, dann huschte sie aus dem Wohnzimmer, durch den Flur und durchs Treppenhaus, und mit jedem Meter, den sie zwischen sich und Evelyn brachte, konnte sie freier atmen. Bezeichnete man die Lebensgefährtin des Vaters, wenn man die vierzig hinter sich gelassen hatte – *weit* hinter sich gelassen hatte –, eigentlich noch als Stiefmutter?

Niemals!, dachte Margot und lief in Richtung ihres Wagens. Fünf Minuten Fußmarsch. Die Begriffe »Parkplatz« und »Papas

Wohnung« waren zwei Termini, die sich wie Nord und Süd abstießen, so weit sie nur konnten.

Margot drückte auf den Taster ihres Wagenschlüssels. Der Mini antwortete. Sie stieg ein. Gut, dass sie den BMW ihrem Sohn geschenkt hatte. Er hatte jetzt Familie und war froh um den Wagen gewesen. Sie fuhr einen feuerroten Mini-Clubman, den sie nun in Richtung Traisaer Wald lenkte.

Der kleine Platz vor dem Traisaer Hüttchen war zum Parkplatz mutiert. In stiller Eintracht standen dort zwei rote Chrysler Crossfire nebeneinander, ein untrügliches Anzeichen dafür, dass außer Horndreich auch der Gerichtsmediziner Martin Hinrich am Tatort eingetroffen war.

Margot stellte ihren Mini neben den beiden Sportwagen ab. Ein Kollege der Schutzpolizei, der sie erkannte, deutete in Richtung der Absperrung. Die war quer über die Brücke gespannt, unter der die Gleise der Odenwaldbahn verliefen.

Margot schlüpfte in einen weißen Einwegoverall und blaue Einwegüberschuhe aus Plastik, um keine falschen Spuren zu hinterlassen, dann duckte sie sich unter dem Absperrband hindurch. Die Kollegen wuselten alle in diesen weißen Overalls umher, die vor dem Schnee wie groteske Tarnkleidung wirkten. Das Zentrum der Ermittlungen war einfach auszumachen: Ein Plastikdach war über den Tatort gespannt, damit neuerlicher Schneefall nicht alle Spuren vernichtete.

Vorausschauend, dachte Margot und sah nach oben in den grauen Himmel. Die erste Flocke schmolz auf ihrer Nase, die nächste auf dem linken Augenlid. Die folgenden konnte sie nicht mehr zählen. Gleichzeitig setzte Wind ein. Wunderbar, dachte sie.

Sie entdeckte Kommissar Steffen Horndreich. Der zehn Jahre jüngere Kollege wurde von allen nur mit seinem Nachnamen gerufen. Er stand neben der Leiche. Hinrich, der Gerichtsmediziner aus Frankfurt, untersuchte sie. Auch Horndreich und Hinrich waren in weiße Overalls gehüllt, wobei Hinrich keine Bauchwölbung mehr vor sich hertrug. Seit der Kollege eine Freundin

hatte, waren ein paar Pfunde gepurzelt, Opfer seiner Eitelkeit. Steht ihm aber gut, dachte Margot.

»Hi«, grüßte Horndreich seine Chefin. »Gut, dass du da bist. Ich hoffe, ich habe dich nicht aus dem Highlight deiner Familienfeier gerissen.«

Margot winkte ab. »Passt schon. Also?«

»William Fishkin. Trug zwar keine Brieftasche und auch kein Handy bei sich, aber wenn ihm jemand die Taschen leer geräumt hat, dann hat er das Etui mit den Visitenkarten übersehen. Offenbar US-amerikanischer Staatsbürger. Kommt aus Darmstadt, Indiana.«

»Ein Darmstadt in den USA?« Margot musste schmunzeln.

Kollege Ralf Marlock, den Margot zunächst gar nicht wahrgenommen hatte, schien ihre Frage als Stichwort für seinen Einsatz anzusehen. »Darmstadt in Indiana hat ungefähr eintausenddreihundert Einwohner. Liegt am südlichen Rand von Indiana. Und hat erst sechshundertdreißig Jahre nach unserem Darmstadt die Stadtrechte erhalten.«

»Woher wissen Sie das denn?«, wunderte sich Margot.

»Aus so einem kleinen Stadtführer.«

»Und wann hat unser Darmstadt die Stadtrechte erhalten?«, fragte Margot.

Marlock zuckte die Schultern.

Tja, so ist das mit fundiertem Halbwissen, dachte Margot.

Horndreich stand seinem Kollegen bei. »Sechshundertdreißig Jahre vor dem amerikanischen Darmstadt.« Dann fuhr er fort: »Der Tote hatte sonst keinerlei Dinge bei sich, die uns etwas darüber sagen könnten, woher er kam und wo er hier in der Gegend abgestiegen ist. Keine Schlüssel, nichts.«

Margot besah sich den Toten. Die rechte Seite des Gesichts war blutverschmiert. Offensichtlich war er auf den Grenzstein gefallen, einen Wacker von der Größe eines Lastwagenrads, an dem die Gebiete von Darmstadt, Mühlthal und Roßdorf endeten. Oder Ober-Ramstadt? Sie hätte näher herantreten müssen, um die Inschrift lesen zu können, aber sie wollte Hinrich nicht im Weg stehen.

Abgesehen von dem Blut sah Fishkin sehr gepflegt aus. Der Mantel war aus Kaschmir. Der Anzug schien ebenfalls kein Modell von der Stange. Sollte sich ihr Rainer mal ein Beispiel nehmen ... Auch die Lederschuhe hatten sicherlich einiges gekostet. Fishkin war glatt rasiert. Das Haar zeigte bereits einige grausilberne Strähnen. Zweifelsohne war William Fishkin im Leben ein attraktiver Mann gewesen.

Heribert Zoschke, ebenfalls Mitglied der Mordkommission, trat auf Horndeich zu. »Ich hab das mit den Zuständigkeiten geklärt. Zuständig für Darmstadt ist das Vanderburgh County Sheriff's Office. Ist nicht weit von Darmstadt entfernt. Also von deren Darmstadt.«

»Wie spät ist es bei denen jetzt?«, wollte Horndeich wissen.

Auch darauf wusste Zoschke eine Antwort. »Sieben Stunden früher. Also ...«, er sah auf seine Uhr, »neun Uhr dreißig. Die haben gerade gefrühstückt.«

Hinrich, der neben der Leiche gehockt hatte, erhob sich und streifte die Handschuhe ab.

»Und?«, fragte Margot.

»Tot.«

»Geht es etwas genauer?«

»Mausetot.«

Margot setzte gerade zu einer nicht sehr freundlichen Entgegnung an, als Horndeich sagte: »Hinrich, bitte.«

Für gewöhnlich konnte Margot ganz gut mit Hinrichs Flapsigkeit umgehen, doch an diesem Tag war sie sehr dünnhäutig, als hätte jeder Satz auf dieser vermaledeiten Geburtstagsfeier eine Schicht ihres emotionalen Schutzpanzers abgeschmirgelt.

»Er hat einen Stein auf den Kopf gekriegt. Links an den Hinterkopf. Wohl mit dem Klunker dort.« Er zeigte auf einen Stein am Boden, der aufgrund seiner spitz zulaufende Form an ein Bügeleisen erinnerte und auch die entsprechende Größe aufwies. An der Spitze klebte braune Kruste. »Den muss ihm jemand gegen den Kopf geschlagen haben, und zwar ziemlich feste. Dennoch glaube ich, das war nicht tödlich. Aber dann ist er umgekippt und auf den Grenzstein geschlagen, wobei es die rechte

Seite des Hinterkopfs erwischt hat, und das war's dann. Genaues kann ich euch natürlich erst sagen, wenn ich ihn in Frankfurt ...«

»... auf dem Tisch hatte«, beendete Horndeich den von Hinrich stets rituell wiederholten Satz. »Wie lange ist er schon tot?«

»Nicht länger als drei Stunden, nicht kürzer als zwei. Grobe Schätzung. Todeszeitpunkt also zwischen vierzehn und fünfzehn Uhr.«

»Und wie alt schätzen Sie ihn?«

»In den besten Jahren. Vielleicht ein wenig jünger.« Hinrich, der eitle Fatzke, war fünfzig. Womit *die besten Jahre* – zumindest für ihn – eindeutig definiert waren.

»Wer hat ihn gefunden?«, wollte Margot wissen.

»Ein Joggerpärchen«, antwortete Horndeich. »Sie ist gestolpert und deshalb fast in dem Gestrüpp neben dem Stein gelandet. Und damit fast auf Fishkin. Ich habe schon mit denen gesprochen, aber sie konnten nicht viel sagen. Waren allein im Wald, bei dem Sauwetter und der Tageszeit.«

Margot sah sich um. Bäume weit und breit. Aber nirgends eine Überwachungskamera. Sie besah sich wieder den Toten, betrachtete dann den Stein. »Sieht nicht nach langfristiger Planung aus. Eher nach eskaliertem Streit.«

»Könnte sein«, meinte Horndeich. »Also ist die große Frage, mit wem der hier spazieren war. Und warum.«

»Gut«, sagte Margot, »dann verständigen wir erst mal die Kollegen in Amerika. Vielleicht ist Fishkin ja kein Unbekannter.«

Margot setzte sich an ihren Schreibtisch, griff zum Telefonhörer und wählte die Nummer, die Zoschke ihr auf einem Zettel notiert in die Hand gedrückt hatte. Doch die Nummer war besetzt.

Sie machte sich einen Kaffee am Espresso-Vollautomaten. Früher hatte an dieser Stelle die schlechteste Kaffeemaschine der Welt gestanden, von allen Kollegen verspottet und verächtlich behandelt. Den Kaffee hatten sie dennoch getrunken. Dann hatte Espresso-Queen Einzug in Margots und Horndeichs Büro

gehalten, und auch sie wurde skeptisch beäugt, als wäre sie schuld daran, dass die alte Maschine nicht mehr da war.

Margot teilte solche Sentimentalitäten nicht. Sie genoss einfach nur den leckeren Bohnensud mit einem halben Löffel Zucker – gegen die Bitterkeit, wie sie immer zu sagen pflegte.

Als Horndeich im Büro eintraf, steuerte auch er schnurstracks auf die Maschine zu. »In Amiland schon jemanden erreicht?«

»Nein«, antwortete Margot. »Ich versuche es gleich noch mal.«

»Okay. Und ich versuche über die Military Police hier vor Ort was rauszubekommen. Vielleicht kennen die den Toten ja.«

Margot nickte und wählte wieder die Nummer des Vanderburgh County Sheriff's Office. Diesmal tutete das Freizeichen.

»Vanderburgh County Sheriff's Office, Captain Nick Peckhard speaking. How can I help you?«

»This is Margot Hesgart from the Police Department Südhessen«, stellte sie sich vor, dann kam ihr der Gedanke, dass der Amerikaner mit dem Begriff *Südhessen* wahrscheinlich so viel verband wie sie mit dem Namen einer chinesischen Provinz, und sie fügte erläuternd hinzu: »I mean – from the Police Department South Hestia in Germany.«

Na, wenn das mal nicht gleich viel besser zu verstehen war. Hestia – war das überhaupt die korrekte englische Form?

»Hessen heißt *Hesse* auf Englisch«, soufflierte Horndeich und grinste.

»I mean from the Police Department in Darmstadt, Germany.«

»Sehr angenehm«, antwortete der amerikanische Ordnungshüter auf Deutsch. »Wie kann ich Ihnen helfen?«

Zwar hatte seine Aussprache einen leichten amerikanischen Akzent, doch Margot war angenehm überrascht, dass sie sich auf Deutsch mit ihm unterhalten konnte. Schon allein deswegen, damit ihr Kollege das überhebliche Grinsen einstellte.

Dessen Kinnlade folgte dem Ruf der Schwerkraft, als Margot auf Deutsch weitersprach: »Mr Peckhard, wir haben heute bei uns in Darmstadt eine Leiche gefunden. Der Mann wurde er-

mordet. Sie wissen, wo Darmstadt liegt? Das ist in der Mitte von Deutschland. Bei Frankfurt am Main.«

»Und rund vierzig Meilen von Heidelberg und etwa dreißig von Wiesbaden entfernt. Ich kenne Ihr Darmstadt.«

Der Mann überraschte sie ein weiteres Mal. »Also, der Mann, den wir gefunden haben, er stammt aus Ihrem Darmstadt. Wohnt wahrscheinlich in der West Wortman Road. So stand das auf seiner Visitenkarte. William Fishkin. Vielleicht ist er bei Ihnen im System.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte Schweigen.

»Hallo? Sind Sie noch da?«

»Ja, Entschuldigung. Sagten Sie William Fishkin?«

»Ja.«

»Neununddreißig Jahre, dunkles Haar, etwas grau, keine Brille, etwa *six feet tall*, also etwa einen Meter und achtzig Zentimeter groß?«

»Sie kennen ihn«, sagte Margot. Das Fragezeichen konnte sie sich getrost schenken. »Ich schicke Ihnen dennoch ein Foto. Damit wir sicher sind.«

»In Ordnung«, erwiderte Peckhard und nannte Margot seine E-Mail-Adresse. »Bitte schicken Sie mir auch Ihre Telefonnummer; ich sehe Sie auf dem Display nicht. Ich melde mich gleich wieder bei Ihnen, Mrs ...«

»Hesgart, Margot Hesgart.«

»Mrs Hesgart. Okay, ich erwarte Ihre E-Mail.«

»Geht sofort raus, Mr Peckhard.«

»Prima, ich melde mich dann gleich. Auf Wiederhören«, sagte Peckhard und legte auf.

»Was war denn das?«, fragte Horndeich.

»Ein Officer und Gentleman«, sagte Margot. »Der zum einen hervorragend Deutsch spricht und zum anderen Fishkin kannte, und zwar persönlich, so wie er klang.«

»Dann kann ich mir das mit der Military Police ja sparen«, meinte Horndeich, doch dann sagte er: »Na, ich ruf dort doch lieber mal an. Nicht, dass man uns hinterher nachsagt, wir hätten was übersehen.«

Margot tippte die Mail an Peckhard, hängte ein Foto an, das die Kollegen von der Spurensicherung bereits auf dem Server abgelegt hatten, und vergaß auch nicht, ihre Durchwahl anzugeben.

Währenddessen telefonierte sich Horndeich durch die verschiedenen Abteilungen der Military Police, und sie beneidete ihn um sein flüssiges Englisch. Ob es grammatisch immer korrekt war, konnte sie nicht beurteilen, aber sie war auf jeden Fall beeindruckt.

Keine zwei Minuten, nachdem sie die E-Mail verschickt hatte, klingelte ihr Telefon. »Vanderburgh County Sheriff's Office, Captain Nick Peckard. Spreche ich mit Mrs Hesgart?«

»Am Apparat. Ist er es?«

»Ja. Der Tote, den Sie gefunden haben, ist Bill – also William Fishkin. Wenn Sie uns noch ein DNA-Profil schicken, können wir da ganz sicher sein; wir müssen es nur mit der DNA des Sohnes abgleichen. Aber ich habe keinen Zweifel. Ich kannte Bill. Ich wohne auch in Darmstadt, er ist fast mein Nachbar. Was ist passiert?«

Margot fasste kurz die wenigen Fakten zusammen, die sie schon herausgefunden hatten – was nicht wirklich viel war. »Wer ist William Fishkin? Ich meine, wer war er? Wissen Sie, was er in Deutschland wollte?«

»Fishkin ist geschieden, hat einen fünfzehnjährigen Sohn. Er hat in Evansville eine Detektei, war Privatdetektiv.«

»Evansville?«, fragte Margot.

»Das ist unsere Metropole, keine zehn Meilen südlich«, erklärte Peckhard. »Bill und ich hatten manchmal beruflich miteinander zu tun. War immer wieder mal in Deutschland, geschäftlich, weil er sehr gut Deutsch sprach. Das waren Aufträge von Unternehmen, die auch in Deutschland ansässig sind. Was er in Ihrem Darmstadt wollte, weiß ich allerdings nicht.« Er machte eine kleine Pause. »Damned, ich hatte Bill wirklich gern. Sie sind sicher, dass es Mord war, kein Unfall?«

Jedem anderen gegenüber hätte Margot eine schnippische Bemerkung gemacht, irgendwas in der Richtung von: »Nein, es

war Suizid, er hat sich selbst einen Stein von hinten an den Kopf geworfen, und weil das noch nicht gereicht hat, hat er sich auf einen kleinen Felsbrocken fallen lassen.« Doch sie spürte sogar durch zigtausend Kilometer transatlantisches Telefonkabel mit einer Extraportion Rauschen, dass Peckhard einfach nur tief betroffen war von Fishkins Tod und mit seinen Worten ihre Arbeit nicht etwa hinterfragen wollte. Deshalb antwortete sie mit ruhiger, einfühlsamer Stimme: »Ja, Mr Peckhard. Es war Mord. Es tut mir leid, Sir.«

Sie verabschiedeten sich freundlich voneinander, nachdem Peckhard ihr versprochen hatte, ihr noch am selben Tag ein kurzes Dossier über Fishkin zu schicken. Er wollte auch Fishkins Exfrau und ihren Sohn informieren.

Kaum hatte Margot den Hörer aufgelegt, klingelte ihr Handy. Sie sah aufs Display und sah das Gesicht ihres Vaters. Sie mochte das Foto von ihm, das ihn freundlich lächelnd vor dem Weihnachtsbaum zeigte und das jedes Mal auf dem Display erschien, wenn er anrief. Sie hatte sogar eine halbe Stunde Computerunterricht genommen, um Dr. Evelyn, die die zweite Hälfte des Bildes eingenommen hatte, digital abzuschneiden. War wesentlich eleganter als das altmodische Durchreißen eines Fotos.

»Papa?«, fragte sie, nachdem sie den Anruf angenommen hatte.

»Margot, mein Schatz, magst du nicht um acht zum Abendessen kommen?«, legte er sofort los. »War schade, dass du vorhin so überstürzt weg musstest. Wir machen Raclette. Rainer ist auch noch da, und auch Dorothee kommt noch.«

Margot zögerte. Ihr Bedarf an Dr. Evelyn war für den Tag eigentlich gedeckt. Doch sie fühlte sich ihrem alten Herrn gegenüber verpflichtet. Es war ihm wichtig. Seit dreieinhalb Jahren versuchte er, aus Margot und seiner Lebensgefährtin Freundinnen zu machen. Er war zwar mit einem feinen Gefühlsradar ausgestattet, doch die Erkenntnis, dass Margot diese Frau einfach nicht leiden konnte, schien für ihn eine Art Tarnkappenflugzeug zu sein.

Auf einmal kam ihr ein Gedanke. »Sag mal, du bist doch das

wandelnde Stadtlektion. Kennst du ein zweites Darmstadt in den USA, in Indiana?«

Ihr Vater schwieg. Und ähnlich wie bei Peckhard befürchtete Margot schon, dass ihr Vater überhaupt nicht mehr in der Leitung war. »Hallo?«

»Äh ... Ja, mein Schatz, das kenne ich. Warum? Soll euer Zuständigkeitsbereich wegen der Namensgleichheit erweitert werden?«

Seine Scherze waren auch schon mal besser gewesen. »Nein. Heute wurde ein Mann ermordet. Hier, in Darmstadt, Germany. Doch er kam aus diesem anderen Darmstadt in den USA, über das ich allerdings nichts weiß. Vielleicht kannst du uns nachher ein bisschen was zeigen, was meinst du?«

»Uns? Rainer und dir?«

»Ich meine Horndeich und mir. Auch er arbeitet an dem Fall.«

»Ja, gut, in Ordnung«, stimmte ihr Vater zu. »Bring den Kollegen mit. Wir haben immer noch einen Platz frei.«

Das wiederum mochte sie an ihrem Vater, in solchen Dingen war er unkompliziert. Hoffentlich war das auch Horndeich.

»Wohin komme ich mit?«, fragte der erstaunt.

20.00 Uhr

Das Essen glich eher einem höfischen Festmahl als einem gewöhnlichen Raclette. Evelyn Hartmann – Horndeich nahm einfach an, dass sie für die Leckereien verantwortlich war – hatte nur das Beste vom Besten eingekauft: eingelegte getrocknete Tomaten, sicher zehn verschiedene Varianten von eingelegten Oliven, von *ganz mild* über *knoblauchlastig* bis hin zu *verdammst scharf*, und zusätzlich zum Raclettekäse noch zwei große Teller verschiedenster Käsesorten in breitem Farbspektrum, vom weißen Hirtenkäse bis zum Gorgonzola in Blaugrün.

Auch beim Wein hatten sich die Gastgeber nicht lumpen lassen. Horndeich würde sich nachher lieber einen Benz mit gel-

bem Schild leihen, als sich von Margot, Rainer oder jemand anderem nach Hause kutschieren zu lassen.

Er war verwundert gewesen, dass Margot ihn zu ihrem Vater mitgenommen hatte, und dann hatte sie sich sogar noch neben ihn gesetzt.

Die Schwingungen zwischen den Anwesenden elektrisierten die Luft, und Horndeich spürte das Kribbeln, das vor allem zwischen Margot und Evelyn Hartmann knisterte, während ihr Vater sich redlich bemühte, es nicht wahrzunehmen. Margots Mann Rainer schien davon nicht viel mitzubekommen, und Rainers Tochter Dorothee, inzwischen siebzehn, war damit beschäftigt, ihren Chihuahua Che Kunststückchen vollführen zu lassen, die Evelyn und besonders diesen schrägen Typen Freddy zu affektiertem Beifall veranlassten. Na ja, vielleicht war nicht der Hund, sondern eher der Cabernet Sauvignon dafür verantwortlich.

Horndeich vertrieb sich die Zeit damit, all den aufgetischten Leckereien Respekt zu zollen, und versuchte aus Spaß, die Köstlichkeiten in alphabetischer Reihenfolge zu naschen. Nach dem R musste er allerdings übersättigt aufgeben.

»Espresso?«, fragte Sebastian Rossberg in die Runde, die den Vorschlag ohne Enthaltung annahm.

»Und dann erzählst du uns etwas über dieses andere Darmstadt, okay?« Margot strahlte ihren Vater an, und für einen kleinen Moment konnte Horndeich erahnen, wie sie ihn als kleines Mädchen um den Finger gewickelt hatte. Sie hatte als Kind sicherlich dreimal so viel Eis bekommen, wie es ihrer Mutter recht gewesen war. Heimlich natürlich. So ein Papa-Tochter-Ding. Horndeich musste schmunzeln.

Sebastian Rossberg warf Evelyn einen Blick zu, und sie deutete ein Nicken an. Gnädig, dachte Horndeich.

»Was für ein anderes Darmstadt meinst du?«, fragte Rainer seine Gattin.

Doch die Antwort kam vom Experten höchstselbst. »Darmstadt in Amerika. Dort gibt es auch eins. Es gab sogar mal zwei, eines in Illinois, ist aber inzwischen eingemeindet worden und

hat damit seinen Namen verloren. Und in der Ukraine und in Russland gab's an die sieben. Aber heute gibt's nur noch zwei Darmstadts: unseres und das in Indiana, USA.« Sebastian Rossberg kam langsam in Fahrt. »Gebt mir einen Moment, wenn euch das interessiert, dann zeig ich euch ein paar Bilder.«

Horndeich fragte sich, wie es Sebastian Rossberg geschafft hatte, sich trotz Geburtstagsfeier so gut auf seinen Vortrag vorzubereiten. Offenbar gefiel ihm das Thema.

Rossberg stand auf, holte ein Netbook und einen kleinen Beamer, stellte beides auf den Wohnzimmertisch und richtete den Projektor auf eine Wand, von der er ein Gemälde abnahm, um dort Platz zu schaffen, irgendein modernes Gekleckse; wenn Horndeich so etwas sah, beschlich ihn immer der Verdacht, der Künstler hätte eine leere Leinwand für drei Stunden einer Kindergartengruppe überlassen, um sie später bunt bekleckst für zigtausend Euro an den Mann zu bringen.

Die Gäste gruppieren sich im Wohnzimmer auf Couch und Sessel. Dorothee nahm ihren Hund auf den Schoß, kraulte ihn gedankenverloren. Margot und Evelyn Hartmann nahmen so weit voneinander entfernt Platz, wie es die Sitzgelegenheiten zuließen. Rainer, der sich neben Evelyn gesetzt hatte und neben dem noch ein Platz frei war, winkte Margot zu sich, doch die schüttelte nur den Kopf, womit Horndeich in den Genuss kam, neben Rainer sitzen zu dürfen.

»Das ist es«, sagte Sebastian Rossberg und zeigte eine Luftaufnahme aus Google Earth: ein paar Straßenzüge, dann ein paar versprengte Gebäude – das amerikanische Darmstadt war offenbar nicht mehr als ein verschlafenes Kaff. Rossberg vergrößerte die Satellitenaufnahme. »Südlich von Darmstadt liegt Evansville. Das hat etwas weniger Einwohner als unser Darmstadt.« Nun wurde deutlich, dass Darmstadt zum Metropolgürtel der Großstadt gehörte.

Rossberg zeigte einen noch größeren Ausschnitt. »Hier ist Indiana. Evansville liegt an der südlichen Grenze, direkt am Ohio River. Oben am Michigansee liegt Chicago, knapp fünfhundert Kilometer nördlich von Darmstadt.«

»Ach, da ist das«, äußerte Horndeich, der endlich eine Vorstellung davon bekam, wo dieser Fishkin zu Hause gewesen war.

Rossberg zeigte das Foto eines großen Platzes vor einer einstöckigen Ladengalerie, die von mehreren Spitzdächern geziert wurde, eines davon ein exponiertes Uhrentürmchen. »Das ist der Marktplatz und gleichzeitig der Stadtmittelpunkt. Darmstadt hat rund tausendfünfhundert Einwohner. Eigentlich eher eine Schlafstadt, denn die meisten arbeiten in Evansville. Dennoch ist Darmstadt, USA, eine eigenständige Stadt, seit 1973 mit Brief und Siegel.«

»Waren Sie schon mal dort?«, fragte Horndeich.

Sebastian Rossberg unterdrückte, so schien es, einen Seufzer. »Nein, ich selbst noch nicht«, antwortete er dann, und seine Stimme war eine Spur leiser geworden, als hätte jemand den Lautstärkeregler zurückgedreht.

Er zeigte das nächste Bild, eine Kirche. »Die Salem Church of Darmstadt. Hat eine starke Kirchengemeinde. Machen auch Konzerte.«

»Woher weißt du das alles, wenn du noch nie dort warst?«, wollte Margot wissen.

»Internet, werte Tochter.«

»Du sammelst Informationen über dieses völlig unbedeutende Darmstadt in Indiana?«

»Es interessiert mich eben.«

Der Polizist in Horndeich registrierte sehr wohl, dass Rossberg in einem Tonfall antwortete, als wäre er der Tatverdächtige bei einer Vernehmung, der vehement eine Tat leugnet, der er schon so gut wie überführt ist. Er nahm Rossberg nicht ab, dass er nie in dem anderen Darmstadt gewesen war. Aber er konnte sich nicht erklären, weshalb Rossberg das nicht zugeben wollte.

Rossberg klickte weiter. »Das ist das ›Bauerhaus‹, der erste Veranstaltungsort am Platz. Eine ganz alte Aufnahme, aus den Fünfzigern.«

Im Vordergrund sah Horndeich einen alten Straßenkreuzer mit breiten Doppelscheinwerfern und Heckflossen, einen Plymouth Fury, und Horndeich dachte sofort an den Film »Chris-